

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 282.

Posen, den 7. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Nein, nein,“ sagte Ilse Hoermann, als wollte sie den Bildern wehren. Sie wollte die Augen schließen, aber schloß sie nicht, als hätte sie nicht die Kraft dazu. Und immer neue Massen strömten herbei: wie ein schwüler Atem verhaltener Glut schwebte es über ihnen, wie eine heiße Wolke stieg die mühsam gebändigte Sehnsucht Tausender empor.

Das „Liebesnest“ hatte ihr Bruder einst den Ort genannt. Und sie fühlte, wie diese Wolke von glühender Sehnsucht sie umwogte und sich wie ein Flammenmantel um ihre Glieder legte; wie das unsinnig-süße Verlangen, in diesem Feuer zu brennen, schauernd auch sie erfaßte, wie die heimlichen Wünsche und Kräfte ihres Wesens nach außen drängten und sich verbanden mit denen, die emporstiegen.

Und immer drunten der Zug, der kein Ende nahm, der große Liebesreigen, der vorwärts drängte und widerstandslos jeden mit sich riß.

Sie wollte es nicht mehr sehen. Aber als sie in den Park kam, haschten sich an den dunklen Stämmen zärtlich die sonnigen Strahlen und Kringel und flossen aufleuchtend ineinander; gingen die Vögel durchs Laub und lockten sich ohne Aufhören; gaukelten trunkene Schmetterlinge in stummer Werbung umeinander und erhoben sich vereint zu den glänzenden Höhen; sehnten sich tausend Knospen, das Geheimnis ihrer Kelche und Kronen dem Licht zu öffnen, das sie heiß und voller Inbrunnit umflutete; blühte das Wasser im See und ließ sich küssen von einem verbuhlten Winde.

Alles, alles wollt' sie mit in den Kreis und Reigen ziehen! Als dann die Dämmerung kam, glommen vielfarbige Lichter an den Booten und Rähnen auf, und wie Herzen, die sich suchen, die von der gleichen Strömung erfaßt sind, schienen sie einander nachzuziehen. Mädchenstimmen sangen dazu überm Wasser, und von den großen Dampfern spielten lockend und werbend die Kapellen.

Bis in die Nacht hinein ward Ilse Hoermann davon verfolgt. Durch die geschlossenen Fenster noch drang die Musik. Und auf der Straße ertönten die Schritte der heimkehrenden Paare, stockten und wurden für einen Augenblick still: dann preßten sich im Schatten der großen Bäume zwei glühend aneinander. O, wenn all die Küsse, die unter diesen Bäumen geküßt worden, all die unerfüllte Sehnsucht, die hier gewandelt, alle Glut, die sich hier zitternd vor dem Tag versteckt, in einer Flamme aufschlüge: wie eine Brandfackel würde sie bis zu den Wolken lohen.

Ilse Hoermann konnte lange nicht einschlafen. Ihr Haupt glühte. Warum bin ich noch hier? dachte sie. Alle ihre Freundinnen waren längst verheiratet. War sie so wenig begehrenswert? Wollte sie denn keiner? Na ja, Richard Wille! Es war nicht schwer, ihm einen Korb zu geben. Doch wenn statt seiner Wolfgang Trufius vor ihr gestanden hätte?

Nein, nein, dachte sie, er war es doch auch nicht. Aber wieder kam, während sie an ihn dachte, das große Erstaunen über sie: wie konnte der Stodfisch brennen und glühen! Der lange, stille Mensch zitterte, jauchzte, schlug Flammen, verwandelte sich in erster Liebe, wie ein grauer unscheinbarer Vogel plötzlich ein farbenprächtig Hochzeitskleid bekam.

Und alles das hatte ein kleines Ladenmädchen vermocht — Lene Beyer.

Kurz und leise lachte sie auf.

Wär' es nicht wirklich ein gutes Werk, den armen Menschen loszureißen von den lügenhaften Träumen, an die er sich gebunden hatte?

Ihm sein Phantom zu zerstören, ihm seine Lene Beyer zu zeigen: sieh hin, das ist diejenige, der du seit zwölf Jahren heimlich Weihrauch streust! —

Nur durch eine böse Enttäuschung war er zu kurieren. Kein anderer konnte das Bild der Kranzbinderin zerschlagen als sie selbst.

Aber wo sie suchen?

Sie setzte sich im Bett auf, krauste die Stirn wie in schweren Gedanken und starrte vor sich hin. Der zähe Hoermannsche Eigensinn prägte sich jetzt in ihrem Gesicht aus.

„Ich find' sie doch!“ murmelte sie und warf schütteln ihr schweres Haar zurück. —

Aber die nächstliegenden Hilfsmittel, die sie in den nächsten Tagen zu Rate zog, versagten: weder das Adreßbuch, noch das Einwohnermeldeamt konnten über eine Lene Beyer Auskunft geben. Und kurze Zeit war sie ratlos.

Da fiel ihr Blick durch Zufall einst auf eine Annonce: „Detektivbureau Sol (sieht, hört, weiß alles!). Auskünfte, Ueberwachungen, Materialbeschaffung für Ehescheidungen. Rasche und diskrete Erledigung . . .“

Die Reklame war ihr unsympathisch, es war etwas Schmieriges daran. Aber als sie das nächste Mal einige Besorgungen in Berlin zu erledigen hatte, benutzte sie trotzdem die Gelegenheit, das Detektivbureau aufzusuchen.

Es lag zwei Treppen hoch in einer Mietstajern unweit des kleinen Stadtbahnhofes Janowizbrücke, und mißtrauisch besah sich Ilse Hoermann das vergraute ungepflegte Haus. Schließlich zuckte sie die Achseln — ein Versuch konnte ja den Kopf nicht kosten. Sie ging also die Treppen empor, auf denen schäbige, abgenutzte und ausgefranzte Läufer lagen, bis ihr vor einer Tür in Riefenbuchstaben die Firma entgegenleuchtete: „Sol (sieht, hört, weiß alles!!!).“

Sie klingelte. Doch während sie auf das Öffnen der Tür wartete, erschrak sie vor sich selbst und wäre am liebsten wieder fortgelaufen. Aber da tönten schon Schritte: ein Jüngling mit geölter Tolle, den Federhalter hinterm Ohr, öffnete und nötigte sie ins Wartezimmer.

Nach wenigen Minuten tat sich die gegenüberliegende Tür auf, und ein übertrieben elegant gekleideter Herr trat mit einer Verbeugung die gnädige Frau, näherzutreten.

Mit einem Male mußte Ilse Hoermann lächeln. Die ganze Geschichte kam ihr wie eine schlechte Komödie vor, und der Besitzer des Institutes erschien ihr mit

seinem Riesenstehtragen fürchtbar komisch — um so mehr als er offensichtlich den durchdringenden Blick markierte. Sie hätte auch darauf schwören mögen, daß die vielen Mappen im Wandregal, die aufdringlich ihre Abzeichen wie Zungen vorstreckten, nichts als weißes Papier enthielten.

„Es ist nur eine Kleinigkeit, die mich herführt,“ sagte sie in dieser Stimmung. „Sie beschäftigen sich doch mit Ermittlungen?“

„Aber gewiß, gnädige Frau,“ diente der Direktor. „Unser Institut, das ich nicht mit andern zweifelhaften und berüchtigten Anstalten zu verwechseln bitte, steht mit ähnlichen Bureaus der ganzen Welt in Verbindung und ist überaus leistungsfähig. Ich gestatte mir, besonders zu betonen, daß wir speziell in diskreten Angelegenheiten in kürzester Zeit die besten Resultate erzielen, nur fordern wir unbedingtes Vertrauen.“

Dabei zog er die Lider hoch und rollte die Augen.

„O, ich suche nur ein junges Mädchen,“ antwortete Ilse Hoermann mit dem kühlsten und hochmütigsten Ton, der ihr zu Gebote stand. Sie setzte knapp und kurz alles Nötige auseinander. „Im übrigen bemerke ich, daß auf dem Einwohnermeldeamt schon vergeblich nachgefragt wurde.“

„Sonst hätten sich gnädige Frau nicht hierher bemüht,“ sagte der Hochfragige. Er stellte noch einige Fragen. „Es wird natürlich nicht leicht sein, die Adresse ausfindig zu machen, aber wir werden uns die größte Mühe geben, und bei den ausgezeichneten Verbindungen unseres Instituts, das ich nicht mit anderen zweifelhaften und berüchtigten Anstalten zu verwechseln bitte . . .“

„Was hab' ich an Gebühren zu entrichten?“ unterbrach ihn Ilse und zog das Portemonnaie.

Der Herr Direktor faßte sich schnell.

„Fünfzehn Mark — der Fall ist kompliziert und erfordert umfangreiche Recherchen. Die Hälfte bitte ich gleich anzuzahlen. Führen die Nachforschungen nicht zu dem gewünschten Resultat, so ist natürlich eine weitere Zahlung ausgeschlossen.“

Ilse Hoermann nickte, zählte die Summe auf und steckte die Quittung ein.

„Und wohin sollen wir die Nachricht senden?“

Sie stutzte und errötete einen Augenblick.

„Ich komme schon selbst einmal vor. Die Quittung legitimiert mich ja. Vielleicht in vierzehn Tagen.“

Der Mann mit dem hohen Kragen verbeugte sich schweigend. Er war es gewohnt, daß ihm Namen nicht genannt wurden.

Ilse Hoermann aber atmete auf, als sich die Tür des Detektibureaus „Sol (hört, sieht, weiß alles!)“ hinter ihr schloß.

Unwillkürlich raffte sie die Röcke auf der Treppe, als ob man mit all den Dingen hier in nicht zu nahe Berührung kommen dürfe. Es war alles schmierig, auch der „Direktor“ mit der übertrieben eleganten Kleidung und dem blendend weißen Stehtragen.

Als sie draußen stand und sich umsah, freute sie sich, daß niemand sie gesehen hatte. Sie ging noch ihren anderen Besorgungen nach, und so war es schon dämmerig, als sie auf dem Bahnhof Alexanderplatz in den Vorortzug stieg. Das Abteil war leer. Sie lehnte sich in eine Ecke und schloß die Augen.

Wenn sie nach vierzehn Tagen nun wirklich die Adresse erfuhr, wenn sie unter einem Vorwande Lene Beyer aufsuchte und ein entzückendes Geschöpf in ihr fand?

Sie ward unruhig. Nein, nein — daran glaubte sie nicht! Sie hatte es überdies ja ganz in der Hand, ob sie Wolfgang Crusius die Adresse verraten wollte oder nicht.

Erst selber sehen — und dann sich entscheiden!

Aber plötzlich spielte ein Lächeln um ihr Gesicht; es war ihr mit einem Male als ganz gewiß erschienen, daß sie wie die naivste Provinzlerin dem Detektibureau „Sol“ auf den Leim getreten war. Man hatte ihr sieben Mark fünfzig Pfennig abgenommen und brauchte

nach vierzehn Tagen nur die Mäxeln zu zucken: wir bedauern sehr, aber trotz der Leistungsfähigkeit unseres Instituts . . .“

Dann konnte sie abziehen. Sie sah die Szene schon vor sich. Und halb ärgerte sie sich über das weggeworfene Geld, halb amüsierte sie sich über die zeitgemäße Anstalt.

Mit der kleinen Pferdebahn fuhr sie vom Bahnhof nach Hause. Das Vorgitter war geschlossen. Sie mußte klingeln. Aber während es sonst niemand eilig hatte zu öffnen, stürzte Kunkel heute sofort heraus . . . mit verstärkten und fahrigem, aufgeregten Bewegungen.

„Gottlob,“ sagte er, „wir wissen schon gar nicht mehr ein und aus.“

In jähem Schreck war sie einen Schritt zurückgetreten.

„Was ist los?“ fragte sie ungestüm und drängte schon an ihm vorbei.

„Nichts, nichts,“ mischte sich das Hausmädchen ein, das mit der brennenden Lampe in die Tür trat. „Nur Herr Professor —“

„Wir haben schon dreimal geklopft.“

„Und Herr Doktor sind nicht zu Hause.“

„Papa?“ sagte Ilse und hatte große zitternde Augen.

Da rief Lütting von oben. „Ilse, bist du's?“

„Um Gottes willen, was ist denn passiert? Sagt es doch schon!“

Die Kleine war blaß.

„Ich komme auch in diesem Moment erst zurück. Papa . . . gibt keine Antwort.“

„Keine Antwort?“ Sie stürmte die Treppe empor, während unten im Flur sich die Leute drängten, und das Hausmädchen die Lampe hochhielt, daß ihr Schein emporfiel bis an die Tür, nach der alles sah.

Ilse hatte im Nu den Handschuh ausgezogen und klopfte hart.

„Papa . . .“

Keine Antwort.

„Liebster, bester Papa, wir sind es ja . . . mach doch auf!“

Und fassungslos wandte sie, ohne mit dem Klopfen aufzuhören, das Gesicht Lütting zu, als erwarte sie von ihr Trost und Hilfe.

Lütting stand etwas seitwärts, die Hand aufs Gesänder gestützt, dessen Stange sie fest, als ob sie sich halten müsse, umklammerte.

Und mit einem Male ein Aufatmen . . . drinnen ward ein Stuhl gerückt, eine undeutliche Antwort ertönte

„Ah!“ stammelte Ilse und schloß wie in Erschöpfung einen Moment die Augen, während sie die Hand aufs Herz drückte.

Schritte kamen zur Tür . . . sie brauchten ewig lange . . . schwere, müde, verlorene Schritte.

Da wurden Lüttings Augen starr. Sie sah nicht das erleichterte Lächeln der Schwester, in dem noch eine letzte Angst lag. Sie blickte nach der Tür, als wollte sie das Holz durchbohren, und rechte sich ganz gerade.

Bis sich langsam der Schlüssel drehte. Er ächzte im Schloß. Man hörte es seltam deutlich. Denn oben nicht nur, sondern auch unten, wo sich die Leute zusammendrängten, war plötzlich eine angstvolle Stille, nur durchpocht von vielen Herzschlägen. Das Licht der Lampe schlug empor. In dem fahlen Schein stand der Alte auf der Schwelle, mit granddurchsüchtigem Gesicht und erloschenen Augen.

Er kam aus so tiefem Dunkel, daß er — trotzdem nur ein matter und ungewisser Schein ihn traf — die Hand hob, um die Augen zu schützen.

Eine knochige zitternde Greisenhand.

Ilse griff danach, ohne zu sprechen. Sie bekam keinen Ton aus der Kehle.

(Fortsetzung folgt.)

Schneesturm in der Wüste.

Von Ewen Hedlin.

Im Jahre 1926 begann Ewen Hedlin in Peking die größte Expedition, die je nach Innerasien aufgezogen ist. Noch ist sie mitten in der Arbeit, aber Ewen Hedlin glaubte, den Wünschen seiner Freunde nachgeben zu müssen und läßt bereits in diesem Jahre ein Buch über den ersten Abschnitt der Reise erscheinen: „Auf großer Fahrt“ (H. A. Brockhaus, Leipzig).

Ich erwachte mitten in der Nacht vom Geheul des Sturmes, und als ich mich in der Frühe anzog, hörte ich jemanden rufen: „Schneesturm!“, worauf Mühlenweg, der, originell genug, Schneeschuhe mitgenommen hat, mit „Hurra!“ antwortete. Draußen lag der Schnee in feinen weißen Flecken in allen Kamelpuren und allen Senken, sowie im Schutz von Steppenhöckern und Erosionsrändern, und immer noch trieben keine Schneekristalle in dem rasenden Nordwest. Gelbrote Streifen im Osten verrieten die Sonne; im übrigen war der Himmel bewölkt, und schwarze, unregelmäßige Wolken im Nordwesten glichen zerfetzten Fahnen. Es war trübe, dunkel und düster, und es sah aus, als hätte sich ein undurchdringliches gewölbtes Dach auf die Dedmat herabgejagt.

Der sibirische Winter war plötzlich auf Besuch gekommen. In der vorhergehenden Nacht hatten wir 5,1 Grad unter Null gehabt. Jetzt war die Temperatur — etwas ganz Ungewöhnliches bei sibirischem Wetter — seit 1/5 Uhr nachmittags bis auf 7 Grad Kälte gesunken. Dies war der erste Tag, wo die Temperatur nicht über Null stieg. Der Luftdruck war in den letzten achtundvierzig Stunden um fast 26 Millimeter, von 656 auf 630,5 gefallen, obwohl wir uns die ganze Zeit fast auf derselben Höhe befunden hatten. Bei Tagesgrauen hörte der Sturm auf, und der Sonntagmorgen des 20. November war ruhig und klar.

Wir zogen in einem Tal nach Nordwesten, das von zwei mit Tamarisken bewachsenen Querdünen zum Teil gesperrt wurde. Die Landschaft war schön und malerisch: gewundene enge Täler zwischen steilen, dunklen Bergen. Dann kamen wir auf offenes Gelände hinaus. Die gleiche Oede und Einsamkeit umgab uns am 31. November. Aber da heute kein Wind wehte, hatte die Sonne ihre Macht wiedergewonnen, und es war warm. Der Ritt war daher ein Vergnügen, nicht wie sonst, bei Wind und Sturm, eine Marter. Am Nachmittag des nächsten Tages schneite es zur Abwechslung.

Der 23. November war windstill und fast warm. Im Norden breitete sich eine schier endlose Ebene aus. Hier umfaßte der Wind ein wahrhaft gewaltiges Gebiet der Erdoberfläche. Unser Marsch war, wie gewöhnlich, kurz. In den letzten fünf Tagen hatten wir genau 100 Kilometer zurückgelegt.

Deut schreiben wir den 24. November. In einem Monat ist Weihnachtsabend. Wo werden wir ihn feiern? Wir sind so optimistisch, zu hoffen, daß dann die ganze Karawane in Gami versammelt sein wird. Alles hängt von unsern Kamelen ab. Wenn sie durchhalten, kommen wir rechtzeitig hin. Aber schon jetzt sind viele von ihnen überanstrengt und müde.

Seit dem Möruin-gol haben wir keinen Menschen erblickt. Die große Karawane, die gleichzeitig mit uns den Edsin-gol verließ, ist so nahe vor uns, daß ihre Lagerfeuer bisweilen noch unter der Mähe glühen, wenn wir an ihnen vorüberreiten. Doch wo sind all die großen Karawanen aus dem Westen und Osten, die, wie man uns gesagt hatte, diesen nördlichen Wüstenweg benutzten? Unsere Gewährsmänner hatten versichert, dieser Weg wäre neu und höchstens zwei Jahre alt, der südlichere, den Haudes Kolonne eingeschlagen hat, dagegen sechs Jahre. Vorher soll der beste Weg auf dem Gebiet der Mongolischen Republik gelaufen sein. Hier ist das Land des Todes und des Schweigens — hier gibt es weder Menschen noch Tiere.

Doch jetzt taucht in einer Entfernung von einigen Kilometern ein grell leuchtender gelber Gürtel vor uns auf. Wento, den ich frage, sagt, daß es unverbrennbar Gras sei. Herrlich, herrlich! Dann bekommen unsere Kamel e endlich etwas zu fressen. Eine Weile später erkennen wir verschiedene Strecken mit wogendem Schilf oder Gras, kleine Pappelhaine und Tamariskengebüsch. Wir kreuzen ein murmelndes Bachlein, das von einer Quelle kommt und weiter unterhalb blauschimmernde Eiskhollen bildet. Auf einem alten Opiumfeld stehen unsere Zelte. Die Kamel e sind schon auf der Weide. Es war ein Genuß, zu sehen, wie sie es sich schmecken ließen und wie ihre Augen leuchteten, als sie das frische, süße Wasser tranken. Ein heftiger Westwind hatte eingesezt, aber die dichten Tamariskengebüsch e gaben uns Schutz. Hier mußten wir einige Tage ausruhen; denn dieser Platz, der Ylen-gol hieß, war die erste Oase seit dem Möruin-gol. Sie ersahen uns nach dem Marsch durch die unfruchtbaren Wüstengegenden wie ein Paradies auf Erden.

Unsere Jäger erlegten mehrere Gazellen und allerlei Fühner, so daß wir wieder frisches Fleisch hatten. Die Lebensmittelvorräte für die Europäer waren noch so reichlich, daß sie bis Gami langen konnten, aber die Mongolen, die nicht sparen können, hatten nur noch für vier Tage Mehl. Es war daher notwendig, einen Boten vorauszuschicken, der Mehl einkaufte — entweder von der großen Karawane vor uns, wenn sie etwas übrig hatte, oder in dem kleinen chinesischen Ort Daschi-to, der auf der Grenze von Sin-kiang liegt und einen Karawanen aufweisen sollte. Ich gab daher Mühlenweg den Auftrag, mit dem Kameltreiber Ehang und

den Mongolen Dantsche und Singhi auf vier unserer besten Reitkamel e und mit einem Dastkamel in Gewalnmärschen voranzuziehen, um unsere Vorräte so schnell wie möglich zu ergänzen. Er sollte auch Erbsen einkaufen als Kraftfutter für unsere schwachen Kamel e. Die Geldsumme, die ich ihm mitgeben konnte, betrug nur 400 Dollar aus meiner Kasse und 200, die mir Professor Siu freundlich zur Verfügung stellte. Sobald Mühlenweg seine Einkäufe besorgt hatte, sollte er in Silmärschen zurückkehren, um möglichst bald wieder zu uns zu stoßen. Ich stellte ihm frei, nach eigener Beurteilung der Umstände neue Kamel e für den Rückmarsch zu mieten oder zu kaufen. Von Daschi-to sollte er Ehang weiter nach Gami schicken mit einem Brief an Haude und Haslund, in dem er diese sowohl von unserer Lage als auch von den Schritten und Maßnahmen unterrichtete, die er zu unserm Entschluß ergriffen hatte. Mein Aufrag an Mühlenweg war freilich etwas unbestimmt, aber das war nicht anders möglich. Hatte doch keiner von uns eine Ahnung von der Lage und Leistungsfähigkeit von Daschi-to. Wir wußten nicht einmal sicher, ob man dort die notwendigen Einkäufe machen konnte, geschweige denn, ob der Ort verfügbare Kamel e besaß. Alles hing von den Umständen ab, aber Mühlenweg ist ein kluger und zuverlässiger Mann und nahm den schwierigen Auftrag mit Freuden entgegen. Ueberdies spricht er geläufig mongolisch. Nach den unsicheren Auskünften, die wir erhalten hatten, mußte er in einer Woche Daschi-to erreichen können, und da wir selbst uns gleichzeitig nach Westen bewegten, hofften wir, ihn innerhalb von zwei Wochen wiederzusehen.

Unvergeßliche Weihnachtsgeschenke.

Von Hans Siemsen.

Weihnachten? — Geschenke!

Es gibt Leute, die schimpfen darauf. „Ach,“ jagen sie, „Geschenke! Nochmal wieder Briefpapier und verschiedenfarbiger Siegelack und Wäcker, die man sich nicht gewünscht hat, und Bilder, die man nicht ausstehen kann. Gehen Sie mir mit Weihnachten!“

Was mich betrifft, ich finde Geschenke eine herrliche Erfindung! Und ich weiß noch heute nicht, was schöner ist: Schenken oder beschenkt werden. — Geld? Das spielt zwar leider eine große Rolle. Aber nicht die größte. — Als Kinder machten wir „Fidibusse“ für Vater. Brauchen konnte er sie gewiß nicht; denn mit Fidibusen zündet man die Pfeife an, und Vater hatte gar keine Pfeife. Aber wenn er sich nicht darüber gefreut hätte, wo wir uns doch so schrecklich darüber freuten, ihm was schenken zu können, da wäre er ja schon dumm und griesgrämig gewesen!

So leicht wie damals haben wir es nun nicht mehr mit dem Schenken. Wir müssen's uns nun schon ein bißchen überlegen, können der Dame unseres Hauses oder Herzens nicht gut Fidibusse schenken. Deswegen braucht es aber nicht gleich eine Perlenkette zu sein. Perlenketten sind was Wunderbares. Glücklicherweise schenken oder sich schenken lassen kann! Aber wenn die Dame, von der wir eben sprachen, für gar nichts anderes Sinn hat als für Perlenketten, sich über „weniger“ nicht freuen kann, dann lassen Sie sie laufen! Das muß eine langweilige Person sein! Anspruchslos, verwöhnt, ein bißchen eitel — das ist alles gar nicht schlimm. Aber langweilig und phantasielos? ! Das ist tödlich!

Wieviele Weihnachten haben wir mitgemacht? Was haben wir nicht alles geschenkt bekommen! Aber, wenn ich mich erinnern will, dann merke ich, ich habe fast alles vergessen. Und was mir Eindruck gemacht hat, das waren keine Perlenketten, war alles nicht sehr „wertvoll“. Wertvoll — nur für mich.

Am herrlichsten waren natürlich die Geschenke der Kinderzeit. Eine Gurle aus Marzipan! Nicht so eine kleine, nachgemachte Miniaturgurle. Nein, so groß, wie eine richtige, große Gurle. Und auch so grün und krumm und höckerig. Sie war zu schön, um gegessen zu werden. Ostern lag sie noch im Schrank. Pfingsten waren die Mäuse dabei gewesen. Und nun war sie so hart wie Stein. Unvergeßliche, nie gegessene, herrlich echte Marzipan-gurle!

Im Sommer war Wandover gewesen. Da hatte ich die ersten lebendigen Soldaten gesehen: rote Husaren! Vorneweg die Kapelle, zu Pferde, mit silberblanken Hörnern und Trompeten. „Mein Herz, das ist ein Wienhaus,“ hießen sie die Chauffee entlang. Und zu Weihnachten bekam ich eine Husarenuniform. Nicht so ein falsches, kleines Vorhemd aus Rappe mit aufgemalten Knöpfen und Bize, nein, eine richtige Uniform, aus roter Wolle, mit weißen Schürzen und blanke, kleine schwarze Stiefel. — Sie war so schön, die Uniform — man konnte sie nicht brauchen. Bisher war ich der Räuberhauptmann bei den Jungen im Dorf gewesen. Nun konnte ich bloß dastehen und mich begucken lassen. Eine Luft tat sich zwischen uns auf. Ich war zu elegant. Und erst, nachdem sie jeder angehabt hatte, war ein bißchen Kameradschaft wieder hergestellt. Die Uniform blieb dann im Schrank, sie war eben zu schön. Nicht zu brauchen! Aber unvergeßlich.

Später war ich selbst Soldat, aber kein roter Husar, bloß einer von „unseren selbgrauen Soldaten“. Da war auch Weihnachten. Ein Spatenstiel war der Weihnachtsgeschenk. Wintergestrüpp drum herumgebunden. Post? Ach Gott, wo war die Post! Käuse gab es und Fische. Die Ratten huschten im Unterstand umher. Wasser zum Waschen hatten wir schon lange nicht mehr gesehen. Und die

Sände waren aufgerissen vom Frost. — Und da kam doch noch ein Paket? Ein kleines, einzelnes, ans richtige Ziel verirrte Päckchen. In Watte gepackt — was war darin? Ein kleines Fläschchen Parfüm.

Parfüm für den Soldaten in der speckigen Felduniform? Parfüm im kalten Unterstand zwischen Matten, Säusen und Plößen? Ein bißchen deplaziert, meinen Sie? Deplaziert — mag sein. Aber sie können sich gar nicht vorstellen: was für ein Genuß! Ein bißchen auf die Hand geträufelt und die Augen zugemacht! Da wurde ja alles lebendig, genau alles das, was uns fehlte: ein bißchen Komfort, ein bißchen Luxus, ein bißchen Eleganz, ein bißchen Freude. Alles das, was unserem schmuckigen, verlausten, verfrorenen, hungrigen Schützengrabenleben fehlte. Alles das, wozu wir uns, viel mehr als jemals, als wirs hatten oder haben konnten, sehnten. Parfüm? Das war gerade das Richtige! Wenn ich die Augen zumachte, war ich ganz wo anders, nicht mehr im Unterstand, nicht mehr Soldat. Das war ja beinahe wie ein warmes Bad! Und als ich einschlief, lag ich fast wie in einem warmen, weichen, luxuriösen Hotelbett erster Klasse.

Dies bißchen Parfüm im kalten Unterstand, dies scheinbar so deplazierte Weihnachtsgeschenk war das gemäßigste Geschenk, das ich je in den Wagen zu sehen. — Sehen Sie, wie leicht (und wie schwer) es ist, zu schenken? Und was für eine geringe Rolle das Geld dabei spielt?

Wieder Raketensauto.

Eine Zeit lang war es ziemlich still geworden um das Raketensauto. Der eigentliche Vater des Gedankens, Max Ballier, hatte nach Opels Mißerfolgen noch weitere Versuche unternommen, um seiner etwas gefährdeten Idee wieder einen neuen Antrieb zu geben, aber auch seine Versuche blieben ziemlich erfolglos, obwohl sie nicht mehr mit einem Auto, sondern auf Eisenbahnschienen mit einem Eisenbahnfahrgestell vorgenommen wurden. Das Experimentieren mit den Raketen hatte sich inzwischen als so gefährlich herausgestellt, daß es eigentlich niemand mehr recht wagte, sich selbst in den Wagen zu setzen. Deshalb hat man auch vom Raketensauto Abstand genommen und war zu dem auf Schienen laufenden Raketenwagen übergegangen. Dieser bedurfte keiner Steuerung. Man konnte ihn deshalb unbemannt laufen lassen und konnte die Zündung der Raketen automatisch vornehmen. Diese automatische Zündung erwies sich aber offenbar doch als unzuverlässig, und vielleicht hat es vor allen Dingen an dieser gelegen, wenn die letzten Versuche mit dem Raketenwagen jetzt mit einer Zertrümmerung des Wagens endeten.

In Amerika hat man inzwischen die europäische Idee aufgegriffen. Ein amerikanischer Ingenieur hat ein Raketenmotorrad mit Beiwagen konstruiert, und mit diesem Raketenmotorrad Versuche auf der Motoradrennbahn in Newyork unternommen. Bei diesen Versuchen nun, die wahrscheinlich nicht mit der nötigen Vorsicht durchgeprüft wurden, explodierten einige Raketen zu früh, und bei dieser Explosion wurden einige der anwesenden amerikanischen Journalisten nicht unerheblich verletzt.

Man konnte deshalb eigentlich nicht erstaunt sein, als der Berliner Polizeipräsident zunächst den neuen Start eines Raketensautos auf der Wus in Berlin verbot. Der Ingenieur Kurt C. Volkhardt hat ein eigenes Raketensauto konstruiert, das er gern einem größeren Publikum auf der Wus vorführen wollte. Nach den bisherigen Erfahrungen in Deutschland und nach dem Zwischenfall in Newyork war die Berliner Polizei zunächst nicht geneigt, die Erlaubnis zu einem Start auf der Wus vor einem größeren Publikum zu geben. Der ursprünglich für den 25. November geplante Start mußte deshalb unterbleiben. Inzwischen hat nun Volkhardt sein Raketensauto, das in seiner konstruktiven Form in mancher Beziehung von dem Opelschen abweicht, den Sachverständigen des Polizeipräsidiums vorgeführt. Auch bei dieser Vorführung kam es wieder zu einigen Fehlzündungen, und es ist deshalb nicht ganz begreiflich, wie die Polizei trotzdem zu der Ueberzeugung kommen konnte, daß eine ernste Gefährdung des Publikums bei einem Start nicht bestehe, und deshalb die Erlaubnis gab, daß Volkhardt am 2. Dezember auf der Wus sein Raketensauto öffentlich vorführen darf. Man will sorgfältige Vorsichtsmaßnahmen treffen, um irgendwelche Unglücksfälle zu verhindern. Trotzdem muß man dieser Vorführung mit einiger Sorge entgegensehen, denn wer den Vorführungen des Opelschen Raketensautos auf der Wus beigewohnt hat, der wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß alle Vorführungen der Raketensautos vorläufig mit außerordentlich großen Gefahren für die Zuschauer verbunden sind.

Vor allen Dingen ist aber nicht recht einzusehen, wozu eigentlich diese öffentlichen Vorführungen dienen sollen. Wenn überhaupt nach allen mißlungenen Versuchen das Raketensprinzip noch ernsthaft als Praxantrieb in Frage kommt, so steht doch zumindestens so viel fest, daß das ganze Problem sich noch im Stadium allererster Versuche befindet. Im allgemeinen pflegt die Technik nicht mit so unfertigen Produkten in das Licht der Öffentlichkeit zu treten, sondern die Versuche in aller Stille fortzusetzen, bis ein befriedigendes Ergebnis erzielt ist. Volkhardt ist mit seinem Raketensauto unter fürchterlichem Getöse und unter Entwicklung einer Staubwolkens, die jede Sicht unmöglich macht, mit der „phantastischen“ Geschwindigkeit 40—50 Kilometer, die heute selbst das allerkleinste Motorauto ohne Schwierigkeiten zurücklegt, über die Wus gefahren. Was soll uns eigentlich eine solche Vorführung, bei der man uns beweist, daß man mit noch mehr Lärm und Gestank, Qualm und Rauch eine längst überwundene Schnelligkeit

von 40 Kilometern in der Stunde erreichen kann. Es kann sich doch nur um eine an die Sensationslust appellierende Varietésvorführung handeln, die ohne jede technische und wissenschaftliche Bedeutung ist. Die Berliner Polizei hätte wahrscheinlich besser getan, auch aus diesem Grunde den Start des Volkhardtschen Raketensautos zu verbieten.

S. O. S. — Ein Hemd.

Ein winziges Fischerdörfchen auf der Insel Brest ist der Ort dieser Handlung oder besser noch das Meer, darin das Giland wie ein verschwindend kleiner brauner Fleck sichtbar ist. Die Wellen der See waren lebhaft von einem Sturm bewegt, und auf den Wassern tanzten die Boote der Fischer wie Nuscheln anzuschauen und der Wucht der Elemente als hilfloses Spielzeug ausgeliefert. Und wie das immer ist an solchen Tagen, standen am Ufer des Meeres nebeneinander die Frauen und Kinder und schauten bangen Herzens hinaus auf die See und verzweifelten schon, die Gatten, die Verlobten wiederzusehen. Gellend ertönten Notsignale, und beherzte Männer rühten sich mit Deltappen und Wasserstiefeln zur Hilfsaktion. Und ein gutes Geschick will es, daß dieses Mal die Rettung gelingt, daß jäh der Aufruhr der bewegten Wasser abebbt, und statt der aufgewühlten Fluten liegt nun das Meer in ruhiger Stille, harmlos anzuschauen, und nichts mehr ist da von Not und Grauen und Sorge.

Aber der da oben auf dem Turm sorgende Wacht hält, bemerkt plötzlich erneut ein Notsignal, ein weißes Tuch flattert hin und her in verzweifelten Bindungen, es ist der Kollege von der Nachbarinsel, der Hilfe sucht. Eine neue Aufregung bemächtigt sich der Fischer, eilends rüht man die eben verankerten Boote und fährt hinaus, um den Mann, den Kollegen zu retten. Unfähig sind die Mähen, den bedrängten Leuchtturm zu erreichen, denn die Klippen sind steil, und das Boot kann nur mit Anstrengung alle Hindernisse überwinden. Und dann sind sie endlich angelangt und schauen hinauf, und da flattert noch immer ein weißes Tuch im Winde, aber der Wächter sitzt gemütlich bei einem Grog, und seine frischgewaschene Hemden, die er zum Trocknen aufgehängt hatte, waren es, die die Kollegen narren.

Eine kleine Geschichte, ohne viel Sensation und Affekte, aber in kleinen Orten haben die kleinsten Dinge eine große Bedeutung, und so wird auch das trodene Hemd des Herrn Leuchtturmwächters vom Quersaut zu einer großen Begebenheit, verzeichnet in der Chronik der Insel . . .

Aus aller Welt.

Eine Hochstraße in Newyork. Die Newyorker Stadtbewaltung beschäftigt sich gegenwärtig mit einem Projekt, das die Herstellung einer Hochstraße für den Schnellverkehr von Automobilen durch ganz Newyork behandelt. Die Straße soll etwa zwanzig Meter breit werden und von den äußeren Bezirken der Stadt bis zur 72. Straße reichen. Die Kosten werden mit etwa zehn Millionen Dollar veranschlagt. Die Newyorker Stadtbewaltung kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß die Errichtung einer Straße für den immer mehr anschwellenden Autoverkehr durch die Riesstadt zur Notwendigkeit geworden ist. Man will vorläufig die Hochstraße erst von der 50. bis zur 72. Straße bauen, um auszuprobieren, ob das Projekt sich bewährt. Davon wird es abhängen, ob weitere Automobil-Hochstraßen errichtet werden sollen oder nicht.

Rugen und Schaden der Ofenklappe. Viele Menschen wissen gar nicht, wo und wozu diese Klappe, deren unrichtige Handhabung schon so viel Unheil angerichtet hat, eigentlich am Ofen angebracht ist. Bei dem nach dem gewöhnlichen Schema gebauten Kachelofen befindet sie sich in der Regel oben an dem an der Hinterwand des Ofens angebrachten Rohr, das den Ofen mit dem Abzugskamin verbindet. Ist diese Klappe geöffnet, so dient sie dazu, sowohl die schädlichen Verbrennungsgase nach außen abzulassen, als auch gleichzeitig die ständige Zufuhr frischer Außenluft zu ermöglichen. Wird sie aber geschlossen, um, wie viele meinen, die Wärme im Ofen zu „halten“, so folgt daraus, sofern die Kohlen nicht schon gänzlich verbrannt sind, daß sich bei der durch den Luftmangel stark behinderten Verbrennung das sehr giftige Kohlenoxydgas entwickelt. Das Einatmen dieses Gases aber, selbst schon in kleinen Mengen, führt bekanntlich zu schweren Vergiftungen und oft auch zum Tode.

Fröhliche Ecke.

Nur die Ruhe.

Witsch rennt aufgereggt auf dem Bahnsteig hin und her.

Witsch schwitzt und schimpft.

„Der Zug hat bereits anderthalb Stunden Verspätung, meldet er den Stationsvorsteher an.“

„Da brauch'n Sie sich gar keine Bedanken drüwer zu machen,“ erwidert dieser mit Seelenruhe, „Ihr Willkürbild bis jetzt-morgen!“

K. M.

Diebe. „Ach damals, als ich heiratete, hätte ich meine Frau am liebsten vor Liebe aufgefressen.“

„Und heute,?“

„Heute bedaure ich, daß ich es damals nicht getan habe.“

J. H. R.